

EIN MODERNER MANN

TEXT

MICHAEL SCHINDHELM



Walter Spies mit der Künstlerin Gela Forster-Archipenko, 1930, Bali.

Er war Matrose, kannte Charlie Chaplin und Maxim Gorki und stellte in den 1920ern Bali auf den Kopf. Auf den Spuren des Malers Walter Spies.

Vielleicht hätte ich niemals von ihm Notiz genommen, wäre Walter Spies nicht in Moskau geboren. Wenige Jahre nach meinem Studium in der Sowjetunion kehrte ich in Gorbatschows Perestroika-Hauptstadt zurück und half beim Aufbau der ersten Tageszeitung für Sowjetdeutsche. Siebzigjährige Männer kamen aus Kirgisien und Kasachstan zu Besuch, ein merkwürdig altertümliches, an Schiller erinnerndes Deutsch sprechend, Überlebende von Hungersnöten in der Ukraine und Deportationen nach Sibirien, beides zu Vätern Stalins Zeiten geschehen. Irgendwann hörte ich in der Redaktion zum ersten Mal von einem deutschen Künstler, der 1918 aus Russland vor dem Bürgerkrieg geflohen und angeblich später auf der Insel Bali gelandet war.

Der Ort meiner Kindheit, Bad Liebenstein, wurde unter den Einheimischen als Bali abgekürzt. Irgendwie war ich also Balinese. Als ich 1996 in Basel Intendant des Theaters wurde, stellte ich bald fest, dass es eine ganze Reihe interessanter Leute mit Bali-Bezug gab, natürlich zum indonesischen Bali, allen voran Urs Ramseyer, der Ethnologe. Ich hörte auch von Theo Meier, jenem Künstler, der schon in den Dreissigern des vergangenen Jahrhunderts in die Tropen gegangen war. Dass Meier nicht nur – wie damals fast jeder – zunächst bei Walter Spies in Ubud Station gemacht hat, sondern auch dessen Haus in Iseh bewohnte, sollte ich erst später erfahren. Ebenso dass sich Theo Meier dem «Klub der Idioten» zurechnete. So nannte er das Bündnis zwischen den Bali-Abenteurern und den Baslern aus dem Daig, die den Ausreisern in der Ferne Geld zukommen liessen.

Walter Spies war gewiss kein Mitglied des Klubs. Wer war er also? Zunächst einer jener zahlreichen Deutschen, deren ungewöhnlicher Weg dazu geführt hat, dass sie heute in Deutschland nahezu vergessen, in anderen Ländern hingegen anerkannt sind. 1895 – gewissermassen im Geburtsschatten von Adolf Hitler und Joseph Goebbels – geboren, gehörte Spies jener Generation an, die sich irgendwann würde entscheiden müssen, die Flucht anzutreten oder mit den Nazis zu marschieren.

Doch Spies ist im Vergleich zu den Thomas Manns und Billy Wilders ein spezieller Fall. Im ausgelassenen Berlin der frühen Zwanziger rasch ein beachteter Künstler des magischen Realismus, der mit Klee und Grosz ausgestellt wurde, erweckte Spies bald die Zuneigung Friedrich Wilhelm Murnaus, eines der wichtigsten Stummfilmregisseure. Spies soll schon bei «Nosferatu» hinter den Kulissen mitgewirkt haben und verkehrte wie ein Fisch im Wasser in jener bunten Szene, die spätestens zehn Jahre darauf nach Hollywood, Israel, Moskau oder wenigstens Zürich flüchten würde.

Doch bereits vor seiner Ankunft im revolutionären Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg hatte Spies Abenteuer zu bestehen. Aus grossbürgerlichem Hause stammend, lebte er zwischen dem Spies'schen Stadtpalais in Moskau, einem Gut im Süden des Reiches und einem Elitegymnasium in Dresden. Als Jugendlicher traf er im Moskauer Salon der Tante regelmässig auf Gorki, Rachmaninow und den Superstar jener Zeit, Alexander Skrjabin. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges fand sich Spies plötzlich in seiner russischen Heimat als Feind wieder und wurde Monate später in den Ural verbannt, um erst im Chaos nach der Oktoberrevo-

lution auf eigene Faust nach Moskau zurückzukehren. Wie so oft in der Zukunft ging Spies virtuos mit den dramatischen Wendungen seines Lebens um. So richtete er sich auch in einer primitiven Steppengemeinde unter Tataren, Baschkiren und Kirgisen ein, so gut es ging, lernte deren Sprache und vor allem deren Musik. Nach wenigen Monaten führte er Konzerte mit Beethoven und tatarischen Volksliedern auf und galt als der ungekrönte Unterhaltungskönig des ansonsten vermutlich trostlosen Verbannungsortes Sterlitamak.

Tatsächlich bin ich dem Namen Spies das nächste Mal in der Steppe begegnet, genauer gesagt in der Wüste Gobi, wo ich vor fünfzehn Jahren meinen ersten Film über die Musik der mongolischen und tadschikischen Nomaden drehte. Unwissentlich befand ich mich auf den Spuren von Walter Spies, der im Ural und vor allem später auf Bali eine anhaltende Faszination für den Reichtum nichtwestlicher Musikstile entwickelt haben muss.

Als ich vor wenigen Jahren zum ersten Mal auf Bali war, erzählte mir ein Franzose, der seit dreissig Jahren dort lebt, Anekdoten über einen verrückten Deutschen, der Bali in den Zwanzigern und Dreissigern des letzten Jahrhunderts auf den Kopf gestellt haben soll. Tatsächlich entdeckte ich, dass Spies auf der Insel allgegenwärtig war. Ob Einheimische, ausländische Bewohner oder Autoren von Reisebroschüren: Niemand kam und kommt an ihm vorbei.

Ausserdem gilt Spies als der erste Künstler aus dem Westen, der sich auf Bali niedergelassen hat. Zuvor übte er vier Jahre lang als erster Weisser im Palast des javanischen muslimischen Sultans von Yogyakarta die Rolle des Kapellmeisters aus. Ich musste an die eigenen Jahre in Dubai und Muscat denken, wo ich für Scheich Mohammed und Sultan Qabus unter anderem Opernhäuser entwickeln sollte.

Wie modern die Welt der Dreissiger des letzten Jahrhunderts bereits war, kann man daran erkennen, dass Spies' Paradies auf Bali sowohl in der Alten wie der Neuen Welt bald die Fantasien der «Happy Few» anregte. Und so kamen sie alle: Charlie Chaplin, Vicki Baum, Barbara Hutton, die damals reichste Frau der Welt, Ethnologen und Komponisten, Filmemacher und Forscher und bald auch Aristokraten und Neureiche, die sich für seine Bilder interessierten. Unfreiwillig und unversehens hatte Spies den Luxustourismus nach Bali gebracht.

Generationen Andersdenkender ziehen, sein Beispiel vor Augen, in die Tropen auf der Suche nach einem alternativen Leben.

Die Insel, Teil Niederländisch-Indiens, litt wie die gesamte Kolonie in jener Zeit unter der Weltwirtschaftskrise. Tourismus war also willkommen, und Bali mit dem in die Welt hinausposaunten Flair barbusiger Schönheiten und tropischer Heiterkeit wie auch einer unangetasteten Kultur sollte nach Hawaii das globale Labor für die internationale Branche werden. Einem Neffen Theodore Roosevelts half Spies einen Film zu drehen, der unter dem Titel «Goono Goona» (Liebeszauber) in den USA ein Balifieber entfachen sollte.

Natürlich war Walter Spies wie viele andere (auch) seiner Homosexualität wegen 1923 aus Europa geflohen. Als sich gegen Ende der Dreissigerjahre autoritäre Regime von

Russland bis Spanien gebildet hatten und die Vorkriegs Atmosphäre schliesslich auch den Äquator erreichte, geriet das Baliparadies der Schwulen in das Visier der niederländischen Behörden. Im Dezember 1938 wurde Spies unter dem Verdacht der Pädophilie verhaftet und trotz prominenter Verteidigung sowohl der Balinesen als auch von Anthropologie-Experten wie Margaret Mead, die zwanzig Jahre später in der Beat Generation ein Idol des Feminismus werden sollte, zu einer wenn auch kurzen Haftstrafe verurteilt. In dieser Zeit schuf Walter Spies paradoxerweise einige seiner wichtigsten Werke.

Für siebenstellige Summen versteigert

Die Magie seiner Bilder habe ich erst in jüngster Zeit entdeckt. Ich hielt sie zunächst für einen Abklatsch des Douanier Henri Rousseau. Doch dann fiel bei mir der Groschen: Spies hatte einen eigenen Weg aus den Sackgassen der westlichen Avantgarde gesucht. Und wahrscheinlich gefunden. Er hat seinen Stil unter dem existenziellen Eindruck von Bali radikal verändert. Balinesen wiederum knieten vor seinen Bildern nieder. Ironischerweise befinden sich die meisten Werke, die nicht in Privatsammlungen verschwunden sind, in indonesischen Museen. Kommt einmal – selten genug – eines seiner Werke auf den Auktionsmarkt, dann fällt der Hammer inzwischen bei siebenstelligen Zahlen.

Mit dem Einmarsch Nazideutschlands in den Niederlanden wurde Spies zum zweiten Mal Kriegsgefangener, obwohl er das Deutschland, mit dem seine tropische Heimat im Krieg lag, nie besucht hatte. Nach Pearl Harbour und dem Vormarsch der Japaner in Südostasien Ende 1941 wurde die Internierung verschärft.

Zu Beginn des Jahres 1942 verliess das Frachtschiff Van Imhoff unter holländischer Flagge mit beinahe 600 Kriegsgefangenen an Bord, darunter Walter Spies, die kleine Insel Nias vor Sumatra, auf dem Weg zum britischen Ceylon. Der Frachter verfügte über Rettungsboote für nur etwa die Hälfte der Passagiere. Kurz nachdem die Van Imhoff in See gestochen war, wurde sie von einem japanischen Kampffjet versenkt. Die holländische Crew samt den Wachsoldaten brachte sich auf Booten in Sicherheit und wurde später von den Japanern aufgegriffen. Walter Spies ging mit den meisten Leidensgenossen in den Fluten des Ozeans unter.

Die letzten Postkarten, die er an die holländischen Freunde ausserhalb des Internierungslagers schrieb, zeugen davon, dass ihn jene fidele Zuversicht, die ihm schon im Ural durch alles Leiden geholfen hatte, auch auf Sumatra nicht verliess. «Es stirbt sich leicht unter diesen Menschen», schrieb er – bezugnehmend auf die Indonesier – bereits früher an seinen jüngeren Bruder Leo, selbst bedeutender Komponist, den es nach dem Zweiten Weltkrieg in die DDR verschlagen sollte.

Aus der Perspektive postkolonialistischer Kritiker gilt Spies keinesfalls als Unschuldsknabe. Im Nachhinein sind

jene, die es wollen, natürlich immer klüger. Jedoch ist Spies keiner jener weissen Imperialisten gewesen, die sich am Reichtum einer fremden Kultur schadlos gehalten haben.

Wäre er in Deutschland geblieben oder wie sein Freund Paul Klee in die Schweiz geflohen, wäre er heute wohl – im Sinne seines Kritikermentors Franz Roh – ein anerkannter Vertreter des magischen Realismus. Seine Werke hingen in den öffentlichen Sammlungen deutscher und anderer westlicher Museen, Akademiker würden sich mit ihm beschäftigen, es gäbe Literatur über sein Werk als Künstler, Musikologe, Ethnologe usw.

Ausschliesslich Gegenwart

Doch Spies interessierte sich nicht für einen Platz in der Kulturgeschichte. Er lebte und liebte den Augenblick. Er malte nicht, um berühmt zu werden, eine neue Kunstrichtung zu schaffen oder Ähnliches, sondern aus Bewunderung für die Magie jener Welt, in der er lebte. Spies entdeckte überall Wunder, selbst als Gefangener im Internierungslager. Diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Ruhm der Nachwelt verband ihn mit den balinesischen Künstlern. Auf dem Bali von einst wirkte der Künstler in der «Community», oft anonym, nicht als Vertreter der «kreativen Klasse». Nicht Zukunft, auch nicht Vergangenheit, sondern ausschliesslich Gegenwart war für Spies Voraussetzung zur Arbeit. Er war buchstäblich ein Gegenwartskünstler. Zugleich sah er bereits den Verfall der abendländischen Kultur und das Ende ihrer Hoheit über andere Kulturen nahen. Spies begrüsst Letzteres und entwickelte im Austausch mit den Balinesen einen – vor allem in den ersten Jahren – geradezu naiven Optimismus.

Spies interessierte sich nicht für einen Platz in der Kulturgeschichte. Er malte aus Bewunderung für die Magie der Welt.

Seit achtzig Jahren ziehen Generationen von Andersdenkenden und Aussteigern, sein Beispiel vor Augen, in die Tropen auf der Suche nach einem alternativen Leben. Manche dieser meist jungen Leute sind für immer dort geblieben, andere sind später nach Hause, irgendwo zwischen Sydney, Bern und Kalifornien, zurückgekehrt und wohlbestallte Anwälte oder Tourismusunternehmer oder Künstler geworden. Walter Spies steht für die unbedingte Freiheit, den eigenen Weg zu gehen. Auf der Suche nach einer unverlorenen, unverlierbaren Utopie. Darin dürfte er sich nicht allzu sehr unterscheiden von den Jungen von heute, die wie er skeptisch gegenüber den Scheinantworten sind, die ihre – unsere – Gesellschaft ihnen bietet.

Mein jüngster Besuch Balis vor gut einem Jahr ging der Frage nach, was nach Spies aus Bali geworden ist. Wie so oft war der Weg in die Freiheit gepflastert mit Leichen, nicht nur mit jenen der japanischen Besatzung. Nachdem der erste Präsident Sukarno 1945 die Republik Indonesien ausgerufen und die Unabhängigkeit von den Niederlanden erklärt hatte, begann ein Sezessionskrieg mit der Kolonialmacht, der erst 1954 mit dem Abzug der Holländer endete. Bald darauf setzten Spannungen zwischen den egalitären Kommunisten und

den kastentreuen Hindus ein. Sukarnos PKI war die drittgrösste kommunistische Partei der Welt. 1963 brach der Gunung Agung aus, Balis heiligster Berg, und tötete Tausende. Die letzten touristischen Aktivitäten wurden eingestellt. Armut grassierte auf Bali. Viele flohen nach Java. Als ein Staatsstreich der radikalen Linken misslang, übernahm 1965 das muslimisch geprägte Militär unter General Suharto. Die anschliessende Jagd auf Kommunisten – im Jargon nun als Gestapu bezeichnet – und auf solche, die aus welchen Gründen auch immer unbequem waren, sollte mindestens fünfhunderttausend Menschenleben kosten, achtzigtausend allein auf Bali. Das entsprach fünf Prozent der Inselbevölkerung. Während auf Java und Sumatra die Militärs Mühe hatten, Zivilisten zur Kollaboration zu bewegen, mussten Soldaten die einheimischen Todesschwadronen in den Dörfern Balis zum Rückzug zwingen, um allgemeines Chaos zu verhindern. In manchen Regionen wurden Bauern und ihre Familien durch Selbstjustiz wahllos niedergemacht. Mit der Amtsenthebung Sukarnos und dem Antritt General Suhartos orientierte sich Indonesien nach Westen. Es erinnert an Chile, dass auch hier die CIA – trotz anderslautender Beteuerungen der US-amerikanischen Regierung – nicht nur frühzeitig über die Massenmorde informiert, sondern auch involviert war.

Wunschgemäss florierte bald wieder der internationale Tourismus. Kurze Zeit mag es noch lausig wie zu Zeiten von Walter Spies gewesen sein. Dann rollte die Globalisierungsmaschine an. Ihre Marketiere bedienten sich eines vertrauten Begriffs, um den Daheimgebliebenen zu vermitteln, man müsse schleunigst die Koffer packen und sich auf den Weg machen – wieder einmal war die Rede vom Paradies.

Und so begrüsst die Insel ihre Besucher seit Jahren. Die Hauptstadt Denpasar hat sich metastasenhaft in den Dschungel gefressen und in ein Flughafenterminal mit Direktanschluss an Diskotheken, High-Street-Shops, Resorts und Nachtclubs verwandelt, ein urbanes Landschaftsimitat, in dem Drag Queens und Fünfsternetouristen mit Kulis und Brahmanen in der Regel einträchtig koexistieren. Nach Sonnenuntergang könnte das auch Dubai oder Phuket sein.

Das neue Paradies blieb von Dämonen nicht verschont. 2002 explodierten mehrere Bomben bei islamistischen Anschlägen, unter anderem in einem beliebten Nachtclub von Kuta. 202 Menschen starben, 209 wurden zum Teil schwer verletzt. Auf einer Tonkassette deklarierte Osama Bin Laden den Anschlag als eine Antwort auf den US-amerikanischen War on Terror. Doch kennt der globale Tourismus kein Langzeitgedächtnis. 2017 krönte TripAdvisor Bali mit dem «Traveller's Choice Award» als weltweit attraktivste Ferienregion. Inzwischen besuchen etwa doppelt so viele Touristen die Insel, wie sie Einwohner hat. Manche wollen selbst nach ihrem Ableben Bali besuchen: David Bowies Letzter Wille etwa bestimmte, seine Asche auf der Erde des heiligen Gunung Agung zu verstreuen.

Der Amerikaner Jamie James, selbst seit Jahrzehnten schwuler Balibewohner, erzählt, wie die Post-Spies'sche Va-



Ölgemälde «Reh jagd», das Walter Spies 1932 malte.

riante des exotischen Flaneurs auf Bali aussieht. James hatte sich aus kluger Vorsicht nicht in einem der Zentren, sondern an der Westküste niedergelassen, im beschaulichen Dorf Seminyak. Sein Partner eröffnete ein Café, James überliess sich der literarischen Muse, ausschliesslich vom Zirpen tropischer Vögel gestört. Bei klarem Wetter sah er aus dem Fenster den Gunung Agung. Gegenüber weideten Kühe. «Ich wusste, es würde nicht ewig so bleiben.» Zuerst wurde der Blick auf den Vulkan durch die Werbung für einen Verbrauchermarkt verbaut. Kurz darauf begann neben dem Café der Bau für einen Nachtclub, der die Nacht mit Trance-Musik bespuken sollte. Es folgte ein vierstöckiges Hotel. «Zehn Jahre nachdem wir in Seminyak angekommen waren, gab es kein einziges Reisfeld mehr, alles Land war mit Hotels, Restaurants und ummauerten Ferienhäusern bebaut.»

Obwohl Walter Spies gewiss nicht als Grübler galt, hat er die Tendenz frühzeitig erkannt und aufzuhalten versucht. Je länger er auf der Insel lebte, umso realistischer wurde der Blick. Vom Paradies konnte keine Rede mehr sein.

Ebenso wie das Dickicht der Städte Europas und Nordamerikas wurde das tropische Bali zu einer Front, an der sich die Transformation zur modernen Gesellschaft mit rasender Geschwindigkeit vollzog. Der Pokal von TripAdvisor ist schlicht die eine, die Zerstörung autochthonen Lebens die andere Seite derselben Medaille. Sie ist so silbern wie das Zeitalter, das keineswegs zu Ende ist. Man muss nicht zu deren absoluten Gegnern gehören, um doch anzuerkennen, dass die neuen künstlichen Welten von Angebot und Nachfrage – ob in den Tropen oder in unseren Breiten – das Unver-

wechselbare, Originäre, nicht auf Angebot und Nachfrage zu Verkürzende des kulturellen Wesens auslöschen oder wenigstens subtil unterdrücken.

Dort indessen, wo das universell akzeptierte Trance-Rauschen von DJ Una nicht hinreicht, steigt vielleicht immer noch der Ton eines Gamelan empor «wie eine Blume». Und mit Walter Spies darf man sich erschüttert darüber wundern, «dass es Menschenwerk ist».

Spies' Vermächtnis erschöpft sich nicht in der zwiespältigen Rolle als Tourismusförderer. 1956 wurde das Puri Lukisan Museum in Ubud eröffnet, das erste und immer noch wichtigste Museum für balinesische Kunst.

Warum ist Walter Spies nicht berühmt geworden? Jamie James findet, Spies habe sein Talent nicht auf einen einzigen Gegenstand konzentriert, zum Beispiel die Malerei, und er erscheine als deutscher Maler zu indonesisch und als indonesischer Maler zu deutsch.

Vielleicht besteht darin gerade sein Erbe. In einem Künstlertum, das sich aus Hingabe zur Peripherie, zum Exotischen, von allen nationalen und kulturellen Verankerungen löst und die frühzeitige Offenbarung erfährt, dass es in der Moderne nur eine Heimat geben kann: das Leben selbst.

Am 27. Februar erscheint von Michael Schindhelm: «Walter Spies – Ein exotisches Leben» (Hirmer Verlag).

MICHAEL SCHINDHELM ist Schriftsteller und Regisseur. Er lebt in Lugano und London; info@michaelschindhelm.com

11.08.17 – 11.03.18

Die Sammlung Hahnloser
Van Gogh bis Cézanne
Bonnard bis Matisse



VERLÄNGERT BIS 15.04.2018

KUNST MUSEUM BERN
Kanton Bern
Canton de Berne
CREDIT SUISSE
Partner Kunstmuseum Bern

Inserat ermöglicht durch Medienpartnerschaft mit Tamedia

Ödön von Horváth
Zur schönen Aussicht
Schauspielhaus
Zürich



Stadt Zürich Kultur
Swiss Re
MIGROS kulturprozent
Zürcher Kantonalbank